Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 43

Artikel: Die Entstehung des Geldes

Autor: Kehrli, Otto

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644128

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„'s wird scho wer'n, Muatterl."

„Ja, ja. Und der arme Papa."

„Lamentier net, i bitt Di, Mama, sein mer doch z'fried'n."

„Ja, ja! I mein nur."

Mizzi betrachtete sich im Spiegel. Ihr neues Kleid saß ausnehmend gut. Sie setzte den Hut auf den blonden Kopf und zupfte die gekräuselten Haare an der Stirn hervor.

„'s is aber wirklich net recht, daß ihr schon allein z'sammen ausgeht, Kind."

„Na, begleit'n wird er mi doch derf'n — i bitt!"

Es klopfte.

„Herein!"

Retten kam Mizzi abholen.

„Da bist ja, Edi!"

„Ja, gehen wir gleich. — Du bist aber a sauberes Deandl, hör!"

„Gel', i g'fall D'r?"

„Na und ob."

Die Hofrätin betrachtete mit stolzer Freude das Paar, das sich schnell geküßt hatte, dann mußte sie aber doch noch mütterlich mahnen:

„Net wahr, ihr geht's aber doch net so zu sehr unter die Leut z'sammen. Es is weg'n dem G'red."

„Liebe Mama," sprach Retten, „ich werde fein abseits gehen, damit uns ja niemand sieht."

Sie verließen das Haus, und vom Fenster aus blickte die Mutter ihrer Einzigen, glücklich lächelnd, noch lange nach. Sie ahnte nicht, daß Mizzi von ihrem Edi nicht zur Schwester Morners, die nun allein das Haus hütete, weil ihr Bruder seine Ferienreise angetreten, geleitet wurde, sondern zur Baronesse Lydia.

Die sorgliche Hofrätin wollte von dem „emanzipierten Frauenzimmer" nichts wissen. (Fortsetzung folgt.)

Klara Porter, Interlaken. **Nachbarinnen (1912).**

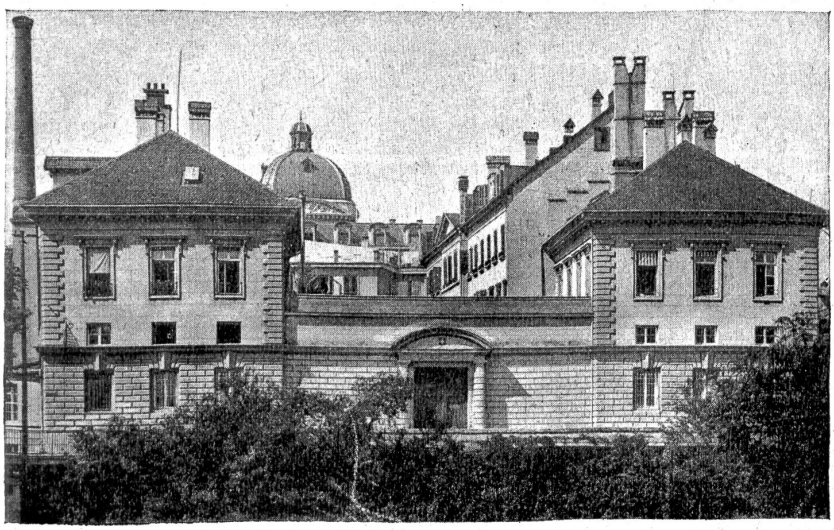
Max Buri's Kunst hat wohl auf niemanden so großen Eindruck gemacht wie auf seine jugendliche Kollegin Klara Porter. Sie ist dann auch einen Sommer lang seine Schülerin gewesen und hat von der Kunst des Meisters eine Förderung erfahren, die sich in ihren Bildern unverkennbar kund gibt. Besonders deutlich erwies sich dieser Zusammenhang, als ihre Bilder an der Nationalen Kunstausstellung in Bern 1914 mit denen des Meisters im gleichen Saale hingen. Wie Buri liebt sie es, Menschen, insbesondere alte, runzelige, behäbige Frauen hinzusetzen und ihre Züge zu studieren. Wie gut sind ihr die drei Frauen auf unserem Bilde gelungen! Jedes Gesicht spricht da eine Lebensgeschichte. Eine Prachtsgestalt ist dieses freundliche Mütterchen in der Mitte der Gruppe. Es spricht eine herzerfrischende alte Menschenfreundlichkeit aus Klara Porters Bilder.

Die Entstehung des Geldes.

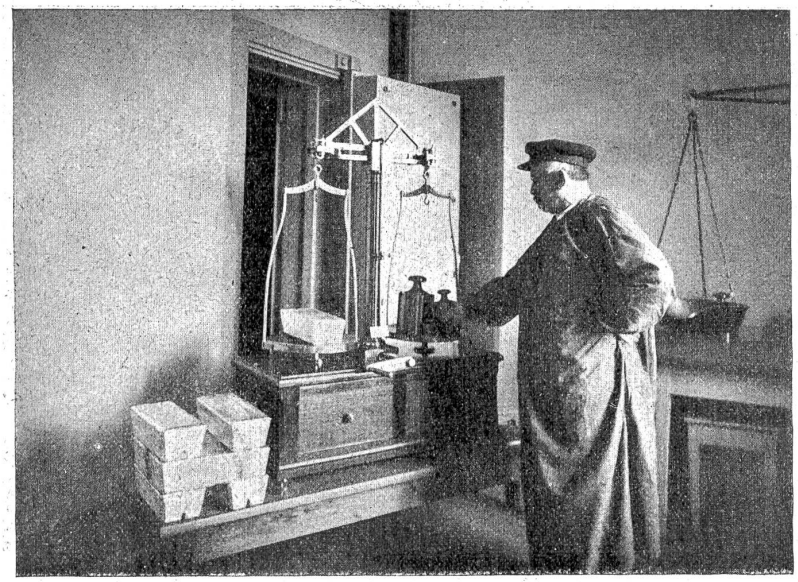
Ein Gang durch die eidgenössische Münzstätte in Bern.

Wenn das neugeprägte Geld die Staatskassen verläßt, um seinen Kreislauf im Welttreiben anzutreten, hat es bereits eine geschehnisvolle Geschichte hinter sich. Wir wollen ihr heute etwas nachspüren. Vorerst sei aber in Kürze einiges aus der Geschichte des Münzwesens festgehalten.

Es ist bekannt, daß erst entwickeltere Wirtschaftsformen sich der Münzen als Tauschmittel bedienten. Die primitive Naturalwirtschaft vermochte sich mit dem gewöhnlichen Tauschhandel sehr wohl zu behelfen. Bei wenig entwickelter Arbeitsteilung war es nicht schwierig, auf dem Wege des Tausches seinen Lebensbedarf zu decken. Was z. B. der Jäger an Wild zu viel hatte, tauschte er beim Ackerbauer gegen Feldfrüchte ein. Mit fortgeschrittener Arbeitsteilung aber gestaltete sich der Tauschhandel schwieriger, und man sah sich gezwungen, ein Tauschmittel auszuwählen, für das jedermann Nutzen und Verwendung fand. So näherte man sich allmählich dem heutigen Wertmesser, dem Gelde. Zur heutigen geprägten Münze führte aber noch ein weiter Weg. Ja, es gibt noch heute große Ländereien, in denen man das geprägte Geld nicht kennt. Bekannt sind die Schalen der Kaurischnecken, die im Sudan als Wertmesser Verwendung finden. Auf einen Franken gehen gegen 2000 solcher kleiner Schalen.



Die alte Münze in Bern.



Verifikation. Nach Eingang der Metallbarren erfolgt eine genaue Prüfung des Gewichts und des Feingehalts. Auf dem Bild sind Silberbarren im Gewicht von 40 Kilogramm zu sehen. Der Wert eines solchen Silberbarren beträgt nominell zirka 8000 Franken.

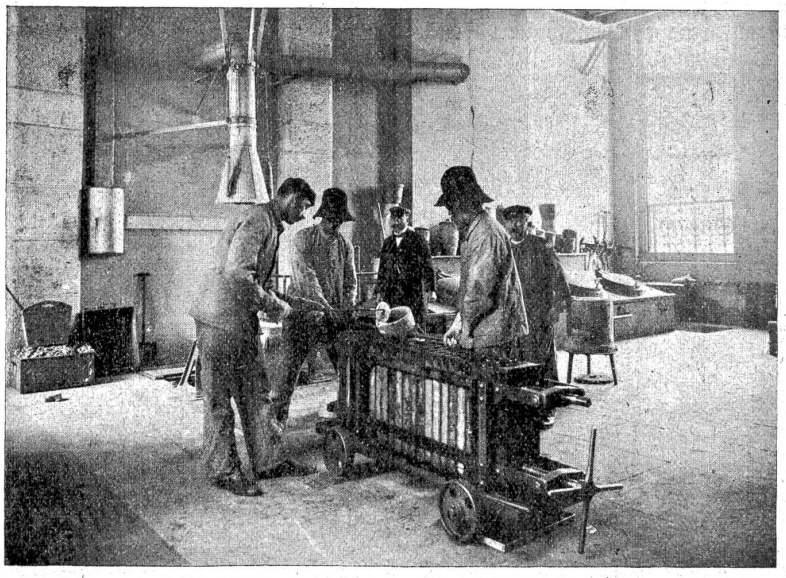
In den Hudsonbailändern dienen die Biberfelle, deren einzelnes einen Wert von 5000 Fr. aufweist, als Wertmesser. In Abessinien leisten Salztafeln und in Innerasien Theeziegel diesen Dienst. An historischen Tauschmitteln sind uns vornehmlich Vieh, Waffen und Sklaven bekannt. Bei uns wurden bis zur Zeit nach der Völkerwanderung Steuern und so weiter in Ochsen bezahlt. Nachdem die Metalle, zumal die Edelmetalle, in hinreichender Menge vorhanden waren, wurden sie rasch das bevorzugte Tauschmittel, denn sie vereinigten große Vorteile in sich. Die ersten Münzen sollen in Phokäa im 7. Jahrhundert v. Chr. geprägt worden sein. Im Mittelalter wurde in Deutschland das Recht, Münzen zu prägen, vom Kaiser beansprucht, der sein Recht an eine erhebliche Anzahl von Fürsten, Städten, ja Klöstern weiterverlieh. Bis zur Helvetik herrschte in der Eidgenossenschaft eine unglaubliche Zerrissenheit auf dem Gebiete des Münzwesens. Aber die Vereinheitlichung zur Zeit der Helvetik (es war das bernische Münzsystem mit dem Franken zu 10 Batzen als Münzeinheit angenommen worden) wurde mit der Mediation wieder zerstört, so daß im Jahre 1851 bei der Einführung des jetzigen Münzsystems gegen hundert verschiedene kantonale Münzsorten eingezogen werden mußten.

Die Bundesverfassung von 1848 hat dem Bund das Münzregal übertragen. Das Bundesgesetz über das eidgenössische Münzwesen vom 7. Mai 1850 nahm das französische Münzsystem an. Die lateinische Münzkonvention wurde 1865 abgeschlossen.

Unsere Leser erinnern sich noch des alten Münzgebäudes, das vor etwa zehn Jahren dem Hotel Bellevue weichen mußte. „D'Münz" war vom Staat Bern in den Jahren 1790 bis 1793 erbaut und seit den fünfziger Jahren vom Bund benützt worden. 1906 wurde die neue Münzstätte auf dem Kirchenfeld, ein zweckmäßig eingerichteter Bau, bezogen. In ihr wird das Metallgeld der Schweiz geprägt. Im gleichen Gebäude werden auch die Postwertzeichen hergestellt.

Das Rohmaterial für die Münzprägung wird in der sogenannten Barrenform wie eine Ware gekauft. Der Hauptmarkt für Edelmetalle ist London. Sorgsam in kleine Kisten verpackt, treten die Gold- und Silberbarren ihre Reise nach dem Bestimmungsort an, wo sie gleich in feuer- und diebessichere Gewölbe versorgt werden. Diesen Gewölben gilt zuerst unser Besuch, den wir in Begleitung eines freundlichen Beamten der Münzstätte (die uns ausnahmsweise für unsern besondern Zweck gezeigt wurde) antreten wollen. Bevor die Barren versorgt werden, erfolgt eine genaue Prüfung ihres Gewichts und des Feingehalts. Ein Goldbarren hat ein ungefähres Gewicht von 12½ kg und stellt einen Wert von über 40,000 Franken dar. Der interessanteste und wohl am meisten Zeit und genaue Arbeit in Anspruch nehmende Teil der Münzfabrikation ist die Herstellung der Zwanzig- und Zehnfrankenstücke.

Es ist bekannt, daß die Gold- und Silbermünzen nicht aus reinem Edelmetall hergestellt werden können, da sie zu weich wären und sich zu rasch abnützten. Man legiert die edlen Metalle mit unedlen; am besten eignet sich dazu Kupfer. Die Legierung mit diesem Metall ergibt für Gold und Silber ein Metall, das in seiner Härte den Anforderungen zur Münzprägung am besten nachkommt. Auf 900 Teile Feingold setzt man in den meisten Staaten 100 Teile Kupfer hinzu. Bloß englisches sogen. Standardgold ist 11/12 fein. Dieser Legierungsprozeß wird in der „Schmelze" vorgenommen, die wir nunmehr betreten. In Schmelzofen verschiedener Systeme, in denen sich feuerfeste Tiegel befinden, werden die Metalle geschmolzen und verrührt und nachher mit Schöpfkellen von einem Arbeiter aus dem Tiegel genommen, um in eine eiserne Gußform gegossen zu werden. Nach erfolgter Abkühlung ergibt der Guß schmale, dicke Stangen, die sogen. Zainen. Diese Zainen kommen nun ins Walzwerk, wo sie auf den Hundertstelmillimeter genau die Dicke der herzustellenden Münze erhalten und ausgewalzt werden. Das Auswalzen bedarf peinlichster Arbeit und guter Maschinen, denn die kleinsten Fehler, die hier gemacht werden, verunmöglichen das nachherige Prägen. Bei diesem Auswalzen oder Strecken wird das Metall immer härter und spröder, was die Weiterverarbeitung verhindern würde. Die Schienen und später

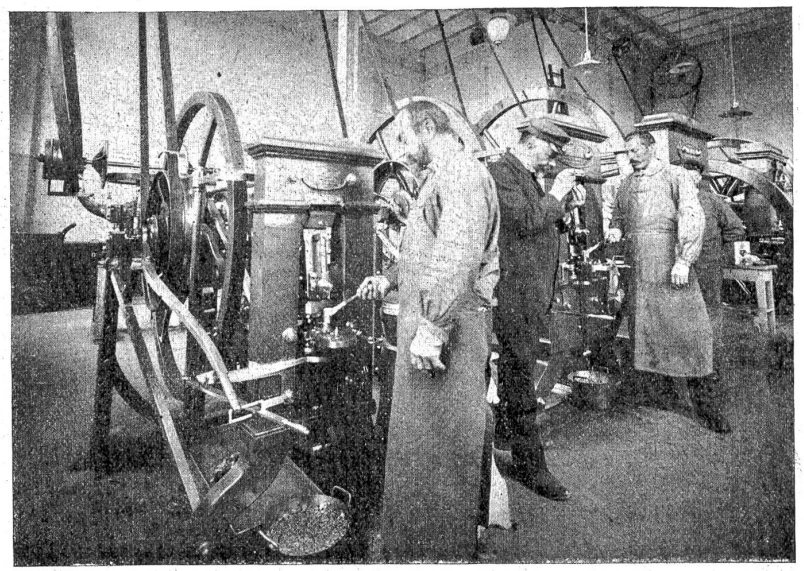


Schmelze. Das flüssige Metall wird in eiserne Formen gegossen. Entstehen der sogenannten Zainen.

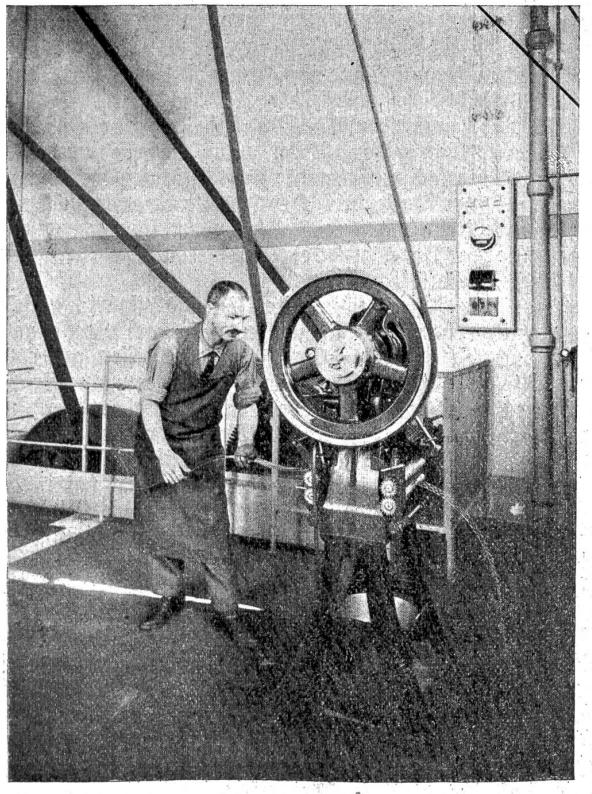
die Münzplättchen werden deshalb in einem Glühofen wieder bis zur Rotglut erhitzt und nachher langsam abgekühlt. Im Walzraum befindet sich auch die sogen. Ausschneid- oder Stanzmaschine, wo aus den Schienen die Plättchen in der Größe der Münze ausgeschnitten werden, um in einen Behälter zu fallen. Die Abfälle (die sogen. Schroten) werden wieder eingeschmolzen und es beginnt für sie der Schmelzprozeß von neuem. Vor dem Einschmelzen findet aber neuerdings ein genaues Abwägen und Kontrollieren statt. Es ist zu bemerken, daß Unredlichkeiten der Arbeiter so gut wie unbekannt sind.

Von dem Walz- und Stanzsaal aus gelangen wir in die Siederei. Durch das Glühen entsteht jeweils auf der Oberfläche der Schienen eine Kupferoxydschicht, die durch Schwefelsäurebäder weggebeizt und gebürstet wird. Diese Arbeit wird in der Siederei verrichtet.

Bevor die Goldplättchen in der Siederei ein neues Gewändlein erhalten, gilt es für sie ein kleines Examen zu bestehen. Sie werden nämlich auf ihre Tauglichkeit für den eigentlichen Prägeprozeß geprüft. Trotz der größten Genauigkeit, mit der die Münzen vorbereitet werden, ist es unmöglich, eine absolute Genauigkeit in bezug auf Gewicht und Feingehalt zu erzielen. Das Münzgesetz trägt dieser Tatsache Rechnung, indem es Fehlergrenzen vorsieht. Die Plättchen werden in eine äußerst sinnreich konstruierte Wägemaschine gelegt, die das Wägen automatisch vornimmt und die Plättchen nach dem Gewicht sortiert. Die zu leichten und die zu schweren Plättchen werden von den guten ausgeschieden. Die zu leichten werden sofort wieder eingeschmolzen; die zu schweren kommen auf eine feinarbeitende Hobelmaschine, wo die Flächen um eine Kleinigkeit abgehobelt werden. Es sei hier erwähnt, daß man die kleinsten Abfälle auf das sorgfältigste sammelt, denn sie sind buchstäblich Gold wert. Mit derselben Peinlichkeit sammelt man den ausgekehrten Staub, der von Zeit zu Zeit von einer Scheideanstalt auf Gold verarbeitet wird. Wie wertvoll selbst diese Ueberreste sind, sehen wir bei den Uhrenarbeitern und den Bijoutiers, denen bei Polierarbeiten das Gold im wahren Sinne des Wortes an den Fingern kleben bleibt. In diesen Berufen ist man denn auch genötigt, sogar das Wasser, das sie zum Händewaschen brauchen, eindampfen zu lassen. Aus dem Rückstand wird dann das Gold ausgeschieden. Da die Münzarbeiter keine Polierarbeiten verrichten, ist dieses Verfahren bei ihnen nicht nötig.



Prägesaal. Der Arbeiter schiebt die Münzplättchen in einen Trichter, worauf die Prägung mit einer Kraft von mehreren Tausenden von Kilogrammen auf beiden Seiten zugleich aufgepreßt wird.

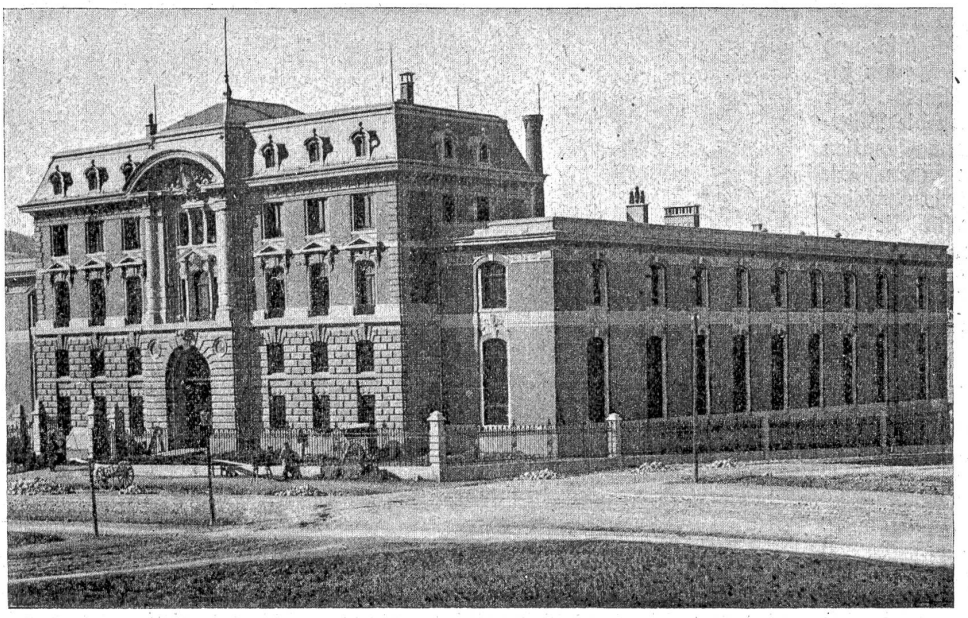


Ausschneide- oder Stanzmaschine. Aus den Schienen werden die Plättchen in der Größe der Münze ausgestanzt.

Wir gelangen nunmehr auf unserem Rundgang zur sogen. Rändelmaschine, wo der Rand der Geldplättchen etwas aufgestaucht wird, um das nachfolgende Prägen zu erleichtern. Die Gold- und Silbermünzen bekommen nämlich bei der Prägung eine Randprägung oder einen geriffelten Rand. Damit bezweckt man, allfälligen Münzschabern zuvorzukommen, indem diese mit scharfem Instrument wenig auffallend Metall abschaben könnten. Mit dem aufgestauchten Rand wird auch dem allzuraschen Abnützen vorgebeugt.

Erst nach dieser langwierigen Vorbereitung erfolgt die eigentliche Flächenprägung. Die Plättchen werden in die Prägemaschine geschoben, wo sie auf einen harten Stahlstempel zu liegen kommen, der das Münzbild im Negativ darstellt. Mit der Kraft von mehreren Tausenden von Kilogrammen fährt nun ein Stempel mit dem Stempelbild der andern Seite auf die Münze, die sofort automatisch weggeschoben wird, um einem andern Plättchen Platz zu machen. Die Prägung ist fertig. Wir freuen uns der gleißenden Stücke, die nun ihren Weg ins Leben antreten werden. Vorher erfolgt aber nochmals eine genaue Kontrolle, sowohl im Gewicht als (für Gold und Silber) im Feingehalte.

Die Münzstätte besitzt einen eigenen Mechanikersaal, in dem alle zur Münzfabrikation nötigen Werkzeuge hergestellt werden. Unsere Aufmerksamkeit nimmt in diesem Raum noch die gewaltige Presse in Anspruch, die zum Herstellen der Prägestempel dient. Der Originalstempel wird mit ungeheurem Druck auf einen Propfen weichen Stahls gepreßt, bis das Münzbild vollkommen eingeprägt ist, und



Das neue Münzgebäude auf dem Kirchenfeld in Bern.

mit diesem Stempel werden auf dem gleichen Wege nun die zum Prägen benötigten Stempel angefertigt.

Der Rundgang hat uns gezeigt, daß die eidgenössische Münzstätte auf der Höhe ihrer Aufgabe ist, eine Aufgabe, die hohe Anforderungen stellt.

Otto Kehrli.

Gedankensplitter.

Von Walter Dietiker.

„Hühnerschreck!", höhnte das Pferd, als es das Automobil eilen sah.

Der Löwe geht achtlos am Stachelschwein vorüber.

Der Kampf ums liebe Brot? Der Kampf um das verfluchte Brot!

Es ist Torheit, nie eine Torheit begehen zu wollen.

Der Eisenbahner Zenz.

Skizze von Jakob Bührer.

„Ihr habt ja nicht einmal eine Eisenbahn," fuxten die Hettlinger Buben die Neuwyler. Dabei war Neuwyl eine Stadt und Hettlingen bloß ein Dorf. Und die Hettlinger mußten nach Neuwyl in die Sekundarschule kommen, weil sie keine eigene hatten. Aber eine Eisenbahn hatten sie. Wenn man auf den Gaißenhübel ging, sah man sie alle Stunden einmal vorbeifahren. Just, ehe sie gen Hettlingen kam, tat sie einen langen Pfiff und verschwand hinter dem Dörflein, und es ging dann eine ganze Weile, ehe das schwarze längliche schnelle Ding hinter den Pappeln beim Pfarrhaus wieder hervorkam und ritscheplitsche davonrauchte. Vielemal hatte das Zenzlein vom Gaißenhübel aus dem Züglein zugesehen, und einmal hatte er es nicht verwinden können und war wider Befehl und Gebot hinübergelaufen und hatte im Bahnhof auf einen Zug gewartet. Auf einmal hatte er ganz, ganz weit hinten, dort wo man meinte, die beiden Eisenbahnschienen kämen zusammen, einen schwarzen Fleck und was Weißes darüber gesehen. Da hatte es ihm unter dem Gestältlein, daran seine Hosen angeknöpft waren, gar heftig zu pochen angefangen, und die Augendeckel hatten ihn geniert, weil sie nicht weit genug aufgehen wollten. Jesses, jesses, der schwarze Fleck und das Weiße darüber wurde immer größer. Herrgott, das war fein!

„Gehst ab den Schienen, du Lausbube!" schrie da einer in einem wunderschönen dunkelblauen Frack und einer noch viel wunderschöneren roten Mütze. Aber Zenzchen achtete es kaum; wenn er auch gehorchte, so gehörten doch alle seine Sinne dem heranrasenden Ungetüm. Und das war es jetzt schon: ein Ungetüm, schwarz eisern, fauchend lärmte es heran. Aber nun es schon ganz nah und übergewaltig furchtbar war, wurde es auf einmal ganz sanft, das Räderrollen stiller und leiser, und nun glitt die große Lokomotive heran, mild, groß und mit einer nie erlebten Würde. Zenzchen dachte an die Herzöge im Märchenbuch. Wagentüre um Wagentüre ging auf. Rutsch: der ganze lange Zug stand still und fest wie angewachsen. Ein paar Leute stiegen aus.

„Nemikon, Dettlingen, Wildau, Zürich!" rief der Kondukteur, „Einsteigen!" Just da er an Zenzchen vorbeischritt, rief der Kondukteur noch einmal und gar kurz angebunden „Einsteigen!" Just so schnäutzig redete der Vater, wenn er etwas schon zwei- oder dreimal gesagt hatte und man immer noch nicht gehorchte. Wenn er's dann so sagte, wie jetzt der Kondukteur schnauzte „Einsteigen", dann galt's.

Also machte sich Zenzchen an den Zug, ein bißchen ängstlich zwar und dabei war's gar nicht so einfach. Denn der Tritt war verwünscht hoch. Herjeh und da fuhr ja schon der Zug.

„Hoppla Bubli," sagte da jemand und schwang ihn die Tritte empor in den Wagen. Der Kondukteur war's gewesen, der gleich hinter ihm hergekommen.

„Wohin willst denn reisen, Büblein, so ohne Rock und Hut?"

Zenzchen besann sich einen Augenblick und sagte dann: „Nach Zürich."

„So, so, nach Zürich? Wo hast denn dein Billet?"

Aber er hatte kein Billet und deshalb wurde das Büblein schon nach nicht ganz fünf Minuten in Nemikon wieder aus der rollenden Herrlichkeit herausgestellt und dort einem Manne übergeben, der wieder so einen wunderschönen blauen Frack und eine noch viel wunderschönere rote Mütze anhatte.

Das war Zenzchens erste Eisenbahnfahrt gewesen. Von Nemikon hatte er damals zu Fuß nach Hause gehen müssen, und da er viel zu spät zum Nachtessen gekommen war, hatte ihm der Vater den Hosenboden angestrichen. Das war Zenzchen noch mehr denn einmal passiert und zwar eben wegen der Eisenbahn. Wenn Zenzchen zum Beispiel Butter holen mußte, unten bei Bedriner, dann mußte er dem langen Trottoir nachgehen, und das hatte einen feinen geraden Randstein, just so gerade wie die Eisenbahnschienen. Und da geschah es Zenzchen jedesmal, daß er zur Lokomotive wurde, zischte und fauchte, mit dem Ellenbogen kurbelte, und da nun einmal eine Lokomotive keine Sprünge macht, sondern immer hübsch auf den Schienen bleibt, so mußte auch Zenzchen mit den Füßen hübsch am Boden bleiben. Da nun aber der Randstein aus Granit war, tat er es nicht anders, als daß er Löcher in die Schuhsohlen rieb, ganz gleichgültig, ob sie nigelnagelneu waren oder nicht. Darüber ärgerte sich der Vater und das Büblein mußte des Granites Härte büßen, ob er gleich nichts dafür konnte, daß ihn Gott so hart erschaffen hatte.

Aber weder des Granites noch des Vaters strenge Art vermochten Zenzchens Freude an der Eisenbahn zu zer-